Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden illustrierten Unterhaltungs-Beilage „Blick in die Arbeit" einschl. Bringerlohn 60 Pf., bei Postbestellung in der Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6962) zum Vierteljahr M. 2.25. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M. für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Montags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1766.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaligem Insertion entsprechender Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate werden im laufenden Monat bis 10 Uhr bei der Expedition abgegeben und sind sofort zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von Montags 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1766.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 41. | Dresden, Mittwoch den 19. Februar 1902. | 13. Jahrg.

Trübe Aussichten.

Daß nicht bloß die Agrarier, sondern auch der „Herr Fiskus" hinter dem großen Hungertarifentwurf stehen, das wird einem beim Anblick der Uebersicht wieder in Erinnerung gerufen, in der der Reichsschatzsekretär der Budgetkommission ein Bild der finanziellen Ergebnisse des Jahres 1901 zu geben sucht. Denn da thut sich vor uns gähnend das gewaltige Reichsdefizit auf, zu dessen Ausfüllung die Regierung die größeren Einnahmen aus den erhöhten Zöllen des neuen Tarifs sehr gut gebrauchen könnte. An andere Geldquellen, die aus den Säckeln der Besitzenden die nötigen Millionen ergeben würden, denkt die Regierung ja nicht; es war seit Bestehen des deutschen Reiches ehrwürdige Sitte, daß die Reichslasten vor allem auf die schwachen Schultern gelegt werden vermittels der indirekten Besteuerung durch Zölle und Verbrauchssteuern.

Die Uebersicht, die Herr v. Thielmann der Budgetkommission unterbreitet hat, ist eine Schätzung, muß es sein, da das Etatsjahr des Reichs am 1. April beginnt, das Etatsjahr 1901 also erst am 1. April 1902 endet. Die Uebersicht ist eine Schätzung, wie die Angaben, die Herr v. Thielmann am 8. Januar in seiner Reichstagsrede über die Finanzverhältnisse des Reiches machte. Aber die Uebersicht ist später aufgestellt und deshalb genauer, da sie mit mehr bekannten Zahlen rechnete, als die Rede; sie berücksichtigt die Dezemberabschlüsse. Und die genauere Berechnung ergiebt nun die tröstliche Gewißheit, daß die Schätzung vom 8. Januar, die schon ein Defizit von 62 Millionen voraussah, noch zu günstig war. Das Rechnungsjahr 1901 wird voraussichtlich mit einem Fehlbetrag von fast 70 Millionen abschließen!

Verwunderlich ist dieses gewaltige Anwachsen des Defizits gar nicht. Es mußte kommen, denn die Kerze brennt an beiden Enden. Die Ausgaben haben sich ständig und riesig gesteigert und die Einnahmen sind zurückgegangen, wie das in Jahren wirtschaftlichen Niederganges selbstverständlich ist. Die nationalökonomische Weisheit des Herrn Schatzsekretärs rechnete freilich mit stetig steigenden Einnahmen, weil er solches Steigen während des letzten wirtschaftlichen Aufschwunges einige Jahre hindurch beobachtet hatte. Aber unsere schöne kapitalistische Wirtschaftsordnung hält vorläufig an dem regelmäßigen Wechsel von Aufschwung und Krise fest.

Die Ausgaben wurden in den guten Jahren gesteigert, für Heer und Marine Anweisungen auf die Zukunft ausgegeben. Die Wechsel werden nun fällig und Land- und Wassermelch bestehen auf ihrem Schein, den die bürgerliche Mehrheit, vom regierungsfreundlichen Zentrum geführt, ihnen leichtfertig ausgestellt hat. Gesetzlich oder „programmatisch" sind die Millionen, die Heer und Marine erhalten müssen, auf Jahre hinaus festgelegt, oder die Millionenausgaben stellen sich als die notwendige Konsequenz früherer Bewilligungen dar. Da sind nur noch belanglose Neuigkeiten abzuknapsen.

Die ungefähr 70 Millionen Defizit verteilen sich auf den sogenannten „eigenen Reichshaushalt" — d. h. auf die Einnahmen, die dem Reich allein zufließen, und ferner aus Minderergebnissen der Ueberweisungssteuern und Zölle, aus denen den Einzelstaaten die Ueberweisungen des Reichs gezahlt werden. Die Einnahmen des eigenen Reichshaushalts werden im Rechnungsjahr 1901 zirka 43 Millionen weniger betragen, als im Etat eingesetzt war. Im Januar hatte der Schatzsekretär diesen Fehlbetrag um 4 Millionen niedriger geschätzt. Ebenso schätzte er die Mehrausgaben, die über die Ansätze des Etats zu verzeichnen sind, mit 4 Millionen um etwa 3¾ Millionen zu niedrig — sie betragen 7 752 000 M. Von diesen Mehrausgaben hat das Auswärtige Amt 797 000 M., das Reichsamt des Innern, insbesondere bei den Reichszuschüssen für die Invaliditätsversicherung, 1 571 000 M., die Verwaltung des Reichsheeres 3 271 000 M. und die Marineverwaltung 1 726 000 M. verursacht. Zu den letzteren Mehrausgaben sollen die erhöhten Kohlenpreise beigetragen haben.

Zu diesen 7¾ Millionen Mark, um die die im Etat vorgesehenen Ausgaben überschritten wurden, kommen nun die 43 Millionen Mindereinnahmen im eigenen Reichshaushalt. Die Ansätze des Etats, die Summen, die nötig wären, um den Etat im Gleichgewicht zu halten, wurden bei einer ganzen Reihe von Einnahmequellen nicht erreicht. Es ergaben weniger, als im Etat eingesetzt war, die Zuckersteuer 4 430 000 M., die Maischbottichsteuer 2 067 000 M., die Brennsteuer 2 635 000 M., die Brausteuer 156 000 M., die Aversen für Zuckersteuer usw. 2000 M., der Post- und Telegraphen-Verwaltung 15 000 000 M., die Verwaltung der Reichs-Eisenbahnen 12 241 000 M., der Anteil des Reiches an dem Reingewinn der Reichsbank und Banknotensteuer 2 162 000 M.

Außerdem erzielte das Reich 1901 an Verwaltungseinnahmen 2 380 000 M. weniger, und erhielt zum Ausgleich für nicht allen Bundesstaaten gemeinsame Einnahmen 3 098 000 M. weniger als der Etat voraussetzte. Nur dadurch, daß bei einigen kleinen Einnahmequellen der Ansatz des Etats überschritten wurde, vermindert sich das Defizit auf die oben angegebenen 43 Millionen Mindereinnahmen, die mit den 7¾ Millionen Mehrausgaben ein Gesamtdefizit von etwa 51 Millionen Mark im eigenen Reichshaushalt ergeben.

Dazu kommen nun aber noch 18 Millionen Mindereinnahmen bei den Ueberweisungssteuern, die die Einzelstaaten besonders schmerzlich empfinden werden. Die scharf angezogene Börsensteuer hat nämlich rund 28½ Millionen weniger eingebracht, als der Etat verlangte, und nur durch Mehreinnahmen bei den Zöllen wird dieser Fehlbetrag auf 18 Millionen gemildert.

Die Fehlbeträge des eigenen Reichshaushalts und der Ueberweisungssteuern ergeben (51 + 18) ungefähr das oben angesagte 70 Millionen-Defizit! Eine böse Summe, die nun im nächsten Etat gedeckt werden muß. Die Finanzlage der kommenden Jahre wird durch dieses Defizit belastet. Und dabei ist noch keinerlei Aussicht, daß sich die Einnahmen in nächster Zeit vermehren werden. Im Gegenteil! In der Budgetkommission haben die Reichsfinanzer erklärt, daß noch viel schlimmere Ausfälle zu erwarten sind, wenn die wirtschaftliche Krise fortdauert. Und dazu ist leider alle Aussicht vorhanden. Außerdem aber „spart" jetzt die bürgerliche Mehrheit unter der glorreichen Zentrumsführung in einer so genialen Weise, daß die Ausgaben in den nächsten Jahren noch mehr anschwellen müssen. Das Zentrum getraut sich nicht, das Reichsdefizit, das es mit verschuldete, schon jetzt in seiner ganzen Höhe bekannt zu geben. Und so greift es zum Aushilfsmittel unseldder Privatleute. Es bewilligt eine ganze Masse größerer Anschaffungen, die viel Geld kosten — aber es macht nur kleine Anzahlungen und überläßt die Bezahlung der größeren Hauptsumme der Zukunft, so daß also die Etats späterer Jahre mit großen Ausgaben überlastet werden, die nicht zu umgehen sind, weil sie zur Fortführung bereits begonnener Unternehmungen notwendig sind!

Diese Anzahlungswirtschaft des Zentrums ist freilich nicht viel schlechter, als die Reichsfinanzwirtschaft. Selbst in den guten Jahren balancierten unsere Etats nur mit Hilfe von Anleihen — wie viel mehr jetzt! Das Defizit von 70 Mill. wäre in Wahrheit viel größer, wenn nicht durch Anleihen ein gewisser Ausgleich geschaffen wäre. Mit Anleihegeldern deckt das Reich jetzt laufende, jährlich wiederkehrende Ausgaben — eine Finanzgebarung, die ebensowenig gesund ist, als die Wirtschaft eines Privatmanns, der aus geborgten Geldern seinen Lebensunterhalt bestreitet. Anleihen sind nur berechtigt zur Deckung großer einmaliger Ausgaben, für Unternehmungen, die aus sich selbst eine Verzinsung erbringen und deren Früchte auch noch die Nachkommenschaft ernutzt, die die Schuld abzutragen hat.

Das Reichsdefizit thut sich drohend auf — und die Finanzminister der Einzelstaaten greifen ängstlich nach dem Beutel. Denn sie müssen ja schließlich den Beutel lappen — ein Reichsdefizit giebt es im Grunde genommen ja nicht, da die Einzelstaaten solidarisch für das Reich haftbar sind und soviel Matrikularbeiträge zahlen müssen, als zur Balancierung des Reichsetats notwendig ist. Aber gerade dieser Umstand, daß die Einzelstaaten stets die Leidtragenden bei allen Reichsdefiziten sind, rückt die Gefahr einer neuen Belastung der großen Masse durch neue indirekte Steuern in Gestalt einer „Reichsfinanzreform" in gefährliche Nähe. Denn die Einzelstaaten ziehen ihre Einnahmen hauptsächlich aus den direkten Steuern, die auch dem Besitzenden fühlbar sind. Und deshalb hebt ein großes Geschrei an, sobald wegen der Bedürfnisse des Reichs die Steuerschraube in den Einzelstaaten fester angezogen werden muß. Aus den Finanzministerien tönt aller deutscher Vaterländchen wimmert's jetzt nach Reichsfinanzreform. Und was man darunter versteht, das hat der Schatzsekretär in seiner Etatrede jüngst deutlich gesagt: **Neue Tabak- und Biersteuern!** Die Abwehr dieser neuen Belastungen wird in den nächsten Jahren eine der wichtigsten Aufgaben unserer Partei sein.

Politische Uebersicht.

Die Tirpitz-Taktik.

In der Budgetkommission ist am Dienstag eine Enthüllung erfolgt, die sich der Veröffentlichung des Tirpitz-Erlasses würdig an die Seite stellen kann. Im Kreuzverhör, unter den scharfen Fragen der Linken hat der Kriegsminister schließlich gestehen müssen, was seit zwei Jahren die gesamte offiziöse Presse fortgesetzt abzuleugnen beauftragt war. Er hat zugestehen müssen, was die Regierung bislang nicht zugeben wollte, daß eine chinesische Kolonialarmee geschaffen werden soll.

Der Kriegsminister erklärte: eine Feststellung der staatsrechtlichen Natur den etatistischen Belangungs-

Ecce ego — Erst komme ich!

Roman von Ernst von Wolzogen.

(1. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Er wollte, ohne sich weiter auszusprechen, an ihr vorbei, aber sie hielt ihn am Aermel fest und fragte: „Du, was war denn das für ein gräßlicher Kerl, den Du da so höflich in die Droschke hineinkomplimentiertest hast? Hast Du denn eigentlich die alte Karrete wieder in Stand setzen lassen?"

„O Gott bewahre, wo werd' ich denn," lachte er. „Ich habe das olle Möbel nur gewählt in der Hoffnung, daß es doch endlich mal aus dem Leime geht und Herr Schmoks sich vielleicht den Hals bricht."

„Und da ist der arme Mann ohne Widerspruch hineingestiegen? Ich dächte, es müßte doch jeden ein ahnungsvoller Schauder überlaufen, der das Ding nur ansieht."

„Gott bewahre, der fühlt sich noch hochgeehrt! Ich habe ihm nämlich lang und breit die berühmte Geschichte erzählt, wie der Zar Nikolaus unserm hochseligen Herrn Großpapa zur Dankbarkeit diese Droschke verehrt habe, und daß ich nur besonders werte Gäste der hohen Ehre würdigte, sich auf diesem ehrwürdigen Fahrzeug das Gedärme durcheinander rütteln zu lassen."

„Also ein Manichäer?"

„Stimmt. Der Schuft hat gedroht, mich pfänden zu lassen bis aufs vorletzte Paar Stiebel."

„Nö!"

„Doch — jerade. Ja, ja, macht Euch nur auf etwas gefaßt. Mit der Herrlichkeit der Klinkenberge ist's aus. Nächstens werd' ich wohl die Mitsche hier noch verklappen müssen. Uebrigbleiben kann nicht. Denn geh'n wir nach Berlin. Mutter vermietet möblierte Zimmer. Du, Karlchen, bist als Stütze und ich kann jetzen, daß ich als Dresseur oder Versicherungsagent unterkomme."

„Ach, mach' doch keine faulen Witze," rief Fräulein Karola erschrocken und eine jähe Röte schoß ihr ins Gesicht.

„Diesmal ist es kein Witz," sagte der Bruder und mit Bedacht auf die Minute und beraat das Ehrenwort seine Mutter und Tante Luise seiner schon so lange am Kaffeetische harrten.

„Na endlich!" rief Frau von Klinkenberg, eine hagere, mittelgroße Dame von einigen fünfzig Jahren, an welcher außer den Brillengläsern durchaus nichts Rundes zu entdecken war. Sie erhob sich, zog die gestrickte Wärmhaube von der Kaffeekanne und wollte sich in einer längeren Klage über die Unpünktlichkeit ihres Sohnes ergehen.

Doch Fräulein Karola schnitt ihr bald genug das Wort ab, indem sie die schlimme Neuigkeit, die ihr der Bruder eben anvertraut hatte, ohne jegliche schonende Vorbereitung den beiden alten Damen mitteilte, wobei sie sich übrigens einige Ungenauigkeiten zu Schulden kommen ließ, indem sie den Verkauf bereits als vollzogene Thatsache hinstellte und von der Zukunft derer von Klinkenberg als Zimmervermieterin, Stütze und Versicherungsagent wie von einem unabwendbaren Schicksal sprach.

Frau von Klinkenberg ließ mit einem gefährlichen Krach die Kaffeekanne auf das Tablett aufknallen und mußte sich rasch niedersetzen, so fuhr ihr der Schreck in die Knie. Es zuckte um ihren breiten Mund, aber sie vermochte kein Wort hervorzubringen.

Das dicke kleine Tantchen faßte sich am ersten. Sie zog ihr feistes Gesichtchen in kummervolle Falten und schlug die runden Vogelaugen fromm zum Himmel auf. „Das kann der Himmel doch unmöglich wollen," rief sie kläglich, indem sie die gefalteten Hände an den gewaltigen Busen drückte. „Nein, nein, das glaube ich Euch noch nicht. Der liebe Gott meint's gut mit den Klinkenbergs, wenn sie auch nicht immer auf seinen Wegen gewandelt sind. Aber von Haus und Hof wird er sie nicht verjagen lassen. Verlaßt Euch nur darauf, liebe Kinder; der alte Gott lebt noch!"

Der junge Herr hatte sich inzwischen selbst eine Tasse Kaffee eingeschenkt und durstig hinuntergegossen. Jetzt machte er ein saueres Gesicht, das ebensowohl dem Gottvertrauen der guten Tante Luise, als der Beschaffenheit des Kaffees gelten mochte.

Seiner Mutter war sein Nasenrümpfen nicht entgangen; sie legte die zitternden Finger an die Kaffeekanne und jammerte entschuldigend: „Nu ja, nu ja, er ist man bloß noch lau, ich kann doch nichts dafür. — Also Du hast richtig müssen verkaufen? Sag' doch, Albert, rede doch. — Soll ich 'n nochmal wärmen lassen?"

„Nee, Mutter, laß mich mit der Lurke zufrieden. Geh' lieber in 'n Keller, Karola, und hole 'ne Pulle Sekt rauf. Hier sind die Schlüssel." Er zog einen Schlüsselbund aus seiner Tasche und warf ihn nachlässig auf den Tisch.

Das große Fräulein zuckte die Achseln und sagte nicht besonders überrascht: „Du willst wohl Deinen Bankrott feiern? Das sieht Dir ähnlich, mein Junge. Uebrigens, die Idee ist gar nicht mal so schlecht. Wenn doch schon mal nichts mehr zu retten ist, dann wollen wir uns wenigstens doch mal 'n guten Tag machen, ehe der Gerichtsvollzieher den Keller versiegelt."

„Aber Karola — fi donc!" rief Tante Luise in milder Entrüstung. „Wie kann man nur so reden, das ist ja heidnisch! Ach Du lieber himmlischer Vater, ich bin nur froh, daß Eure liebe, selige Großmama das nicht hat erleben brauchen!"

„Was will er denn geben?" fuhr die Mutter unvermittelt dazwischen, die ihrem eigenen Gedankengang gefolgt war, ohne auf die Sektepisode zu achten.

„Was denn? Wer denn?" wandte sich der junge Herr zu ihr. „Ach so, den Schweinehund, den Schmoks meinst Du. Na, beruhigt Euch nur, meine Damen, ganz so weit, wie Karola meint, sind wir doch noch nicht. Für diesmal bin ich den Kerl noch auf gute Art losgeworden. Ich hatte, wie gewöhnlich im kritischen Moment, eine geniale Idee."

Karola setzte sich rasch auf den nächsten Stuhl neben den Bruder und forschte begierig: „Na — und?"

„Ich habe ihm gesagt, daß ich mich demnächst zu vermählen gedächte." Er artikulierte scharf und betonte langsam jede Silbe des bedeutungsschweren Wortes.

„Albert!" rief die Mutter, die Hände verwundert zusammenschlagend.

Und er äffte ärgerlich mit den Fingern und näselte scharf: „Thu mir die einzige Liebe, Mama, und schimpf mich nicht immer Albert. Du weißt doch, ich kann den gräßlichen Namen nicht ausstehen. Mit Deinem ewigen Albert wirst Du mir noch mal die beste Partie verderben."

Die Schwester wurde ungeduldig und fuhr auf: „Herrjeh, thu ihm doch den Gefallen! Ja also, süßer Aribert, hast uns nicht mit Deinen Dummheiten auf. Wen willst Du denn beglücken mit Deiner wohlgepflegten Hand?"

„Weeß ich doch nich," versetzte er aufstehend und die Hände in die Hosentasche steckend. „Jedenfalls muß ich jetzt

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020219/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG